Zeitschrift: Lenzburger Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürger-Kulturkommission Lenzburg
Band: 28 (1957)

Artikel: Aus den Erinnerungen eines Lenzburger Bezirksschülers
Autor: Zubler, Jakob
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-918323

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Not gebracht. Er, der so vielen Menschen geholfen, konnte die Hilfe für sich selber nicht finden. Selbst schwer leidend, war ihm der Gedanke, andern nicht mehr helfen zu können, fast unerträglich. Noch wollte er schaffen und wirken, tätig sein. Als er im Herbst 1953 seine ärztliche Praxis an der Niederlenzerstraße aufgeben mußte, brach es ihm, fast im wörtlichen Sinne, das Herz. Es ist ihm sehr schwer gefallen, in Niederlenz ein neues Heim aufzusuchen, beinahe unverwindlich geworden.

Am 30. April 1955 ist er, an einem wunderschönen Frühlingstage, so, als ob es eine Verheißung des Himmels hätte sein dürfen, in die Ewigkeit hinübergeschlummert. Freunde und Patienten gedenken des lieben Verstorbenen in Treue, Dankbarkeit und Ehrerbietung.

Ein Abglanz jenes profunden Wissens und höchsten Glaubens, die in dem großen Heiler des Mittelalters, Theophrastus Paracelsus glühten und lebten, lag auch über der ärztlichen Wirksamkeit von Dr. med. Fritz Naef, wenn auch ohne eigentliches, klares Bewußtsein, darum aber vielleicht umso schöner sich gebend und unmittelbarer helfend. Sie fanden sich einst zum einsichtsvollen Worte: „Der höchste Grund der Arznei ist die Liebe".

AUS DEN ERINNERUNGEN EINES LENZBURGER BEZIRKSSCHÜLERS

JAKOB ZUBLER, HUNZENSCHWIL, 1862–1930 [1]

---

[1] Die nachfolgenden Aufzeichnungen wurden dem Curriculum vitae Jakob Zublers entnommen, der von 1875 bis 1879 die Bezirksschule Lenzburg besuchte. Er wurde in seiner Heimatgemeinde Hunzenschwil geboren, besuchte die dortige Gemeindeschule und anschließend die Bezirksschule in Lenzburg. Hierauf absolvierte er eine Lehrzeit bei dem damaligen Gemeindeschreiber Rüetschi in Suhr, worauf er dann in Hunzenschwil den Beruf als Gemeindeschreiber ausübte. Daneben benützte er jede Gelegenheit zu seiner Weiterbildung, bestand die aargauische Notariatsprüfung und wurde als Nachfolger seines Lehrmeisters Rüetschi nach Suhr berufen, wo er bis zu seinem 1928 erfolgten Rücktritt seines Amtes waltete. Auf Drängen seiner Familienangehörigen begann er nun seine Lebenserinnerungen nieder zu schreiben, die mit der Schilderung der Bezirksschulzeit leider ein jähes Ende finden. Emil Hochuli-Zubler

I

Die ins ebene Gelände ausmündende Taleinsenkung, in der mein Heimat- und Geburtsort *Hunzenschwil* eingebettet liegt und wo ich am 12. März 1862 das Licht der Welt erblickte, muß in früheren

Zeiten vom Walde ziemlich eng begrenzt worden sein, worauf schon die heutigen Flurnamen Oberer, Äußerer und Unterer Einschlag, Rüteli und Neuland hindeuten. Die von Lenzburg über Hunzenschwil nach Aarau und Suhr führende alte Landstraße, gegenwärtig noch als Fahrweg sich nördlich des Hübels und Wannenrains hinziehend, bog etwas unterhalb des neuen Schulhauses in unser Dorf ein, verlief dann in südlicher Richtung dem Dorfbach entlang und denselben (damals noch ohne Brücke) durchquerend westwärts gegen des Truchsessen Weiher und die Holzmatten zur heutigen Straßengabelung Suhr-Buchs, wo an Stelle des heutigen Wegweisers früher des Jonassen Bildhüslin stand. An dieser Hauptstraße und an einzelnen Abzweigungen derselben standen die Wohnhäuser. Vom Lotten aus betrachtet hat das Dorf die Form einer gebogenen Tabakpfeife. Das Trink- und Brauchwasser lieferte bis zur Erstellung von öffentlichen Brunnen der Dorfbach und die etwas Schwefelwasserstoff enthaltenden Sodbrunnen. Wie mir mein Vater mitteilte, soll das Quellgebiet dieser letztern, deren Wasser im Schachen zu Rohr der Erde entquillt, der Hallwilersee sein. In die im Westen an das Dorf angrenzenden, mit Haselgebüsch durchsetzten Eichwaldungen trieben die Bauern ihr Vieh und auch die Schweine zur Weide. Die Lieblingsspeise der Schweine war das Acherum (Eicheln). Durch tiefe Gräben, die teilweise heute noch sichtbar sind, wurden die Weidebezirke zwischen den einzelnen Nachbargemeinden abgegrenzt. In den Ziegeläckern nördlich des Dorfes wurden schon mehrfach Ziegelstücke, darunter solche mit dem Stempel der römischen Legion XI und XXI gefunden, und nicht weit davon entdeckte man vor einigen Jahren einen römischen Ziegelbrennofen. Da die Gemeinde Hunzenschwil zur Kirchgemeinde Suhr gehört, wurden auch die verstorbenen Gemeindeglieder auf dem Suhrer Friedhof bestattet, bis im Jahre 1847 die Gemeinde Hunzenschwil einen eigenen Gottesacker anlegte. Gleichzeitig wurde auf das Schulhaus ein Türmchen gestellt, das mit einer Glocke und einer aus dem Schloß Hilfikon stammenden Schlaguhr ausstaffiert wurde.

Der ursprüngliche Name unseres Dorfes war Hunzenswilare. In seinem Wappen führt es einen steigenden Hund.

II

Von meinem Urgroßvater Jakob Zubler (1758—1822), der unter dem bernischen Regiment das Amt eines Untervogts bekleidete, ist mir sowohl mündlich wie durch noch vorhandene Urkunden verschiedenes überliefert worden. Sein ausgedehnter Landwirtschaftsbetrieb, zu dem auch mehrere Wässermatten in den Gemeinden Suhr und

Buchs, sowie mehrere Jucharten Wald gehörten, erforderte namentlich während der Hauptarbeiten eine größere Zahl von Hilfskräften, die vorzugsweise vom Jura her und aus dem Baselbiet bezogen wurden. — Sämtliches Getreide wurde damals noch mit der Sichel geschnitten. Nach getaner Arbeit zogen sie nach Hause, die Schnitter und Schnitterinnen, mit geschulterten Sicheln, unter Jauchzen und fröhlichem Gesang. War dann die Ernte vorüber, dann kam die Sichellöse, wobei es jeweilen bei Wein, Küchli, Musik und Gesang sehr fidel zugegangen sein soll. Anfangs Winter wurde dann mit dem Dreschen begonnen. Zu beiden Seiten des Tennes je vier Mann und pünktlich im Takt. Wer dazu nicht im Stande war, dem schlug man auf den Dreschflegel, bis er ihm den Händen entfiel. Am Samstagabend wurde jedem Drescher außer seinem Lohn ein frisch gebackener Laib Brot verabfolgt. War fertig gedroschen, so kam die Flegellöse, die wiederum in einer reichlichen Bewirtung der Drescher bestand.

III

Mein Großvater starb, als ich sieben Jahre alt war. Er war ein Mann von etwas derbem Charakter. Dem Raubwild war er gefährlich. Noch im hohen Alter fing er in seinen Fanggeräten Füchse, Marder, Iltisse und Dachse, die damals noch nicht zu den Seltenheiten gehörten. Da er sein Sackgeld immer lose bei sich trug, kam es öfters vor, daß er solches mit dem Nastuch herausschmiß. Er bemerkte den Verlust selten, so daß ich auf diese Weise zu Batzen kam.

Meine Großmutter mütterlicherseits betrieb ein kleineres Landwirtschaftsgewerbe, bei dessen Bewirtschaftung ihr die drei Töchter tatkräftig zur Seite standen. Von Seon gebürtig, war sie die Tante des Oberrichters und Dichters Eduard Dösseckel, der mit Scheffel befreundet war und diesen längere Zeit als Gast in seiner Villa im Berg zu Seon beherbergt hat.

IV

Mein Vater, Johannes Zubler (1819—1888), war gut belesen und seinem innersten Wesen nach mehr ein Idealist als Landwirt, jedoch gleichwohl berechnend, haushälterisch und solid. Er war stets guter Laune und ein gern gesehener Gesellschafter, dagegen etwas schwächlicher Natur, was zur Folge hatte, daß das Regiment in unserem Hause mehr von der etwas robusteren Mutter geführt wurde. Da Vater die damalige Gemeindeschule unseres Dorfes nicht befriedigte, besuchte er eine Zeitlang die besser geführte in Staufen. Er war auch musikalisch veranlagt und blies die Klarinette, mit der er in jüngeren Jahren die Tanzmusik bestreiten half. Später, wenn der Frühling er-

wachte, ging er etwa eines schönen Sonntagvormittags mit mir hinauf in den Lotten, wo er sein Instrument hervorzog und miteinstimmte in das Konzert der gefiederten Sänger, dem ich mit Entzücken lauschte. An Winterabenden, wenn etwa meine Kameraden zu mir auf Besuch kamen, wußte uns der Vater so mit Märchen, Eulenspiegeleien und Spukgeschichten zu unterhalten, daß meine Kameraden aus lauter Furcht den Heimweg nicht mehr allein anzutreten wagten und wir sie ein Stück Weges begleiten mußten.

Meine Mutter, um 16 Jahre jünger als der Vater, war eine aufgeweckte, energische, arbeitsame und mit einem guten Gedächtnis ausgerüstete Frau, die es meisterlich verstand, ihren Mitmenschen Geheimnisse zu entlocken. Ihre Schulbildung reichte allerdings nicht sehr weit, da sie als älteste von drei Schwestern schon vom zwölften Jahre an von ihrer Mutter zur Strohweberei angehalten wurde. Ihrem Arbeitseifer verdanke ich es, daß mir eine bessere Schulbildung ermöglicht wurde.

Im Lotten hausten noch verschiedentlich Füchse, deren rauhem Gebrüll wir in kalten Winternächten öfters lauschten. Wo sich ihre Höhlen befanden, war uns genau bekannt. Eines Nachmittags, als wir im lichten Tannenwald umherstreiften, erblickten wir plötzlich vor uns drei bis vier junge Füchslein, welche, von den Eltern unbewacht, ihr schützendes Heim verlassen hatten. Es gelang mir, eines derselben zu erhaschen, indem ich mich schnell meiner Bluse entledigte und sie über das Tierlein warf. Zu Hause band ich es mit einem Kettchen an einen leerstehenden Schweinestall. Am folgenden Morgen war jedoch das Tierchen verschwunden, und die Nachschau ergab, daß das Füchslein die Scheidewand zwischen Schweinestall und Jauchegrube durchbohrt und dann den Tod durch Ertrinken gefunden hatte.

Einem alten Brauche zufolge durften am Schulexamen die noch nicht im schulpflichtigen Alter stehenden Kinder den Examenbatzen holen. Schon vor Beginn des Examens rückten wir dann im Festtagsgewande im Schulhause ein, vor dem die ältern Schüler Tannenbäume aufgestellt hatten, die mit Guirlanden, Blumenkränzen und Inschriften versehen waren, und nahmen vom Schulpfleger den Examenbatzen in Empfang. Es war eine schöne Sitte, die uns einen Vorgeschmack von der herannahenden Schulzeit vermittelte, insbesondere weil uns auch gestattet wurde, nachmittags im „Rößli" dem Tanzen der untern Schulklassen beizuwohnen.

V

Als ich das 7. Altersjahr erreicht hatte, durfte ich im Frühjahr 1869 die *Gemeindeschule* besuchen. Die Unterschule umfaßte die vier

jüngern, die Oberschule die vier ältern Klassen. Mit den Sitzengebliebenen zählte unsere Klasse etwa ein Dutzend Buben und ebensoviele Mädchen. Unser Lehrer, namens Gautschi, gebürtig von Reinach, war ein kleines, hageres Männchen, der beim damaligen Jahresgehalte von 600 Franken eine Familie mit sieben unmündigen Kindern zu ernähren hatte. Seine Waffe war ein zügiges Meerrohrstöcklein, mit dem er sich die Aufmerksamkeit der Schwätzer und Geistesabwesenden zu erzwingen suchte. Bei gröberen Vergehen mußte man ihm die flachen Hände hinhalten, auf die er seine Rute abwechslungsweise mit mehr oder weniger Vehemenz niedersausen ließ. Dessenungeachtet gab es schon in der vierten Klasse sitzengebliebene Schüler, die sich, ihrer körperlichen Überlegenheit bewußt, gegen den Lehrer mit Erfolg in Verteidigungsstellung setzten. Öfters kam es vor, daß der Lehrer an seinem Pult ein Nickerchen machte, welche Gelegenheit von den ältern Schülern dazu benutzt wurde, das neben ihm auf dem Pulte liegende Stöcklein zu spalten, oder auch, um eine Partie Rams oder Schwarzpeter zu spielen, wofür Karten immer zur Verfügung standen.

In der Oberschule stand es mit der Handhabung der Disziplin schon besser, denn wir hatten hier einen eifrigen und gewissenhaften Lehrer, obwohl auch er unter dem Unverstand und der Kurzsichtigkeit gewisser Schüler und deren Eltern viel zu dulden hatte.

Das Examen bildete jeweilen den Glanzpunkt des ganzen Schuljahres. Tags vorher zogen die Schüler der obersten Klasse aus in den Wald, die Buben, um die vorher vom Förster angezeichneten Tannenbäume mit Roß und Wagen zum Schulhause zu schaffen, und die Mädchen, um das für die Dekoration benötigte Moos, Stechpalmen usw. zu holen. Am frühen Morgen des Schulexamens schon um drei Uhr besammelten sich die gleichen Schüler wieder im Schulhaus; die Knaben stellten die Tannenbäume auf, und die Mädchen flochten Kränze und rüsteten die bunten seidenen Bänder und Papierguirlanden, mit denen die Bäume geschmückt wurden. Dann zog einer die Mundharmonika hervor, und im Nu war ein größerer Teil des Schulzimmers zu einem Tanzboden umgewandelt. Tanzübungen wurden jeweils abends nach Schulschluß im Schulhause schon einige Wochen vor dem Examen veranstaltet, natürlich ohne daß der Lehrer etwas davon zu merken bekam.

Am Vormittag fand die Prüfung der Unterschule statt. Nachmittags rückten dann die Schüler der Oberschule, die austretenden Knaben mit geladener Pistole und Pulvervorrat, zur Prüfung ein. Die Prüfung wurde vom Inspektor in Anwesenheit der Mitglieder der Schulbehörden und sonstiger Gäste abgenommen und das Resultat derselben von ihm alsdann in einer längeren und feierlichen Rede bekannt gegeben. Kaum hatten nach Schluß des Examens die mit

Waffen und Munition versehenen Schüler das Schulzimmer verlassen, so verkündete von der Laube herab das Krachen der Pistolen den Beginn der Freiheit und Unabhängigkeit. Hierauf wurde in den Hübeläckern, einer naheliegenden Anhöhe, das Examenfeuer entzündet und ein mit Mörsern, Pistolen und Raketen ausgeführtes Feuerwerk inszeniert, wie es damals bei Hochzeiten noch üblich war. Dann marschierte man in den Gasthof zum Rößli, wo die Musik schon zum Tanze aufspielte. Ein fröhliches Treiben setzte hier ein, und ach! nur allzu rasch kam gegen elf Uhr der Befehl zum Aufbruch. Doch nahmen es die Herren, die drunten in der Herrenstube ihr Examenessen vertilgten, damit nicht so genau. Ein schöner und genußreicher Tag hatte für die Schuljugend seinen Abschluß gefunden.

Ich ging gerne zur Schule, und obwohl ich mich nicht besonderen Fleißes rühmen kann, so war ich doch in sämtlichen Klassen obenan. Da ich nach Weiterbildung verlangte, durfte ich mich im Frühjahr 1875 zur Aufnahmeprüfung in die Bezirksschule Lenzburg anmelden.

VI

Noch mag ich mich erinnern, daß zum Feueranmachen Feuerstein, Zunder und Schwefelhölzchen verwendet wurden. Allgemein wurden Feuerstein und Zunder noch von Rauchern benutzt. Der Zundermann, der seine Ware hängend, am geschulterten Stabe trug, und damit von Haus zu Haus wanderte, war ein bekannter Mann; ebenso der Granitzler, der mit seiner Kiste am Rücken mit allen möglichen Gebrauchsartikeln dem Hausierhandel oblag. Ein ähnlicher Zugvogel war der Glaser, der mit der Glaserkiste auf dem Rücken im Spätherbst zur Reparatur von zerbrochenen Fensterscheiben erschien. Im Vorbeigehen kündigte er sich an mit dem Rufe: „Marsöl, der Glaser aus Graubünden ist da!“

Fahrende Künstler produzierten sich immer im Dorfe: Drehorgelspieler auf Stelzen oder mit nur einem Arm, Dudelsackpfeifer, dann Elephanten-, Kamel-, Bären- und Stachelschweintreiber; dann wieder ganze Musikkapellen mit den verschiedenartigsten Instrumenten. Einmal kam ein Spielmann daher, vom Kopf bis zum Fuß mit den verschiedenartigsten Instrumenten ausgerüstet. Er trug eine Art Husarenuniform, auf dem Kopf jedoch einen Schellenhut, der einem chinesischen Tempelchen glich, das an seinen geschwungenen Dachtraufen mit Glöcklein aller Art versehen war, die bei jeder Kopfbewegung des Gesellen harmonisch ertönten. Eine große Paukentrommel trug er auf dem Rücken. Über der Trommel waren messingene Becken und Triangel angebracht, die beide durch Schnüre zu den Absätzen des hochgestiefelten Musikanten führten, so daß bei jedem Tritt des Spiel-

manns abwechselnd Becken und Triangel erklangen. Auf der Brust hatte der seltsame Gast eine Panflöte, die er meisterlich zu blasen verstand. Eine große Handharmonika hielt er zwischen den Händen, und an seinem rechten Unterarm war der Stiel des Paukenschlegels festgeschnallt, so daß er bei jeder Bewegung des rechten Ellbogens das Fell der Paukentrommel bearbeiten konnte. So gab der Mann auf allen Dorfplätzen Vorstellungen und zog wie ein rechter Rattenfänger einen immer größer werdenden Schwarm von Kindern und bereits Erwachsenen hinter sich her. Man sah auch etwa durchreisende Blinde, die als Einzelgänger die Straße vor sich her mit ihren langen Ruten abtasteten. Seiltänzertruppen, Kasperlitheater, Taschenspieler usw. gaben dem Publikum ihre Kunststücke zum besten. Manchmal sah man Transporte von Sträflingen, welche mit Handschellen aneinandergefesselt und die ganze Straßenbreite einnehmend, von zwei oder mehr Landjägern eskortiert, der Strafanstalt Lenzburg zugeführt wurden.

Eines Vormittags kam der Zitlimacher, besah sich die Schwarzwälderuhr und stellte fest, daß es nötig sei, dieselbe wieder einmal zu reinigen und frisch zu ölen. Meine Eltern erklärten sich einverstanden, und der Zitlimacher nahm das Kunstwerk von der Wand, zerlegte es in seine Bestandteile, putzte und schmierte am Räderwerk herum, bis es auf den Abend ging und die Mutter ihn ermahnte, die Arbeit noch vor dem Einnachten zu beendigen. Nun bemühte er sich, Stück für Stück wieder zum Ganzen zu vereinigen, was ihm jedoch trotz allen möglichen Ausreden und Verwünschungen nicht mehr gelingen wollte. Wenn er aber im Hause übernachten könne, werde er am Morgen beizeiten mit seiner Arbeit fertig sein. Da machte aber meine Mutter kurzen Prozeß und wies ihm die Tür. Sie packte den Kram zusammen und ging damit folgenden Tages in die Stadt zu einem wirklichen Uhrenmacher.

Sehr häufige Gäste waren damals die Zigeuner. Ihr Lagerplatz war die Kiesgrube unterhalb des Dorfes, wo wir im Schutze einer Hecke Gelegenheit fanden, ihr Tun und Treiben heimlich zu belauschen. Einmal war zwischen diesen langhaarigen, dunkelbraunen Gesellen Streit entstanden, in den sich alsobald auch die Weiber mischten. Unter den gräßlichsten Flüchen, Verwünschungen und Drohungen drangen sie mit gezückten Messern und drohend erhobenen Beilen aufeinander ein, jedoch ohne daß dabei Blut geflossen wäre. Im allgemeinen trieben sich die Männer in ihrem Wigwam herum oder lagen, wenn sie nicht Jagd auf Katzen, Igel und Fische machten, ihrem Gewerbe als Korbmacher, Geschirr-, Kessel- und Schirmflicker ob, während die Weiber in Begleitung ihrer Kinder im Dorfe die Zeit mit Hausbettel, Wahrsagen und Geldwechsel totschlugen.

Handwerksgesellen mit aufgeschnalltem Felleisen durchwanderten die Welt, sprachen um einen Zehrpfennig, um Speise und Trank oder um ein Nachtquartier vor. Es gab Scheunen, in denen fast ständig herumziehendes Volk, manchmal ganze Familien nächtigten, weil die Gastgeber befürchteten, es könnte ihnen ein Leid zugefügt werden, wenn sie diesen obdachlosen Leuten Unterkunft und Herberge versagten. Einstmals kam zu meinem Großvater ein junges Bürschchen und fragte für seine Familie um Nachtherberge. Auf die Frage, aus wieviel Köpfen die Familie bestehe, antwortete er: „Ich, Vater und Mutter, s'Grosi, der Frieder und der Heini und denn no siebe Chleini."

Anfangs 1871 durchzogen Abteilungen der auf Schweizergebiet abgedrängten Armee des französischen *Generals Bourbaki* unser Dorf. Jedesmal wenn sich eine dieser erbarmungswürdigen Kolonnen dem Dorfe näherte, wurde die Schuljugend entlassen. Ein traurigeres Bild als diese durch Anstrengung, Kälte und Entbehrungen aller Art gänzlich heruntergekommenen Streiterscharen, an denen sich der Wohltätigkeitssinn der Bevölkerung in schönen Werken des Mitleids und der Barmherzigkeit kund tat, läßt sich kaum denken. Berittene und unberittene Soldaten in allen möglichen zerschlissenen Uniformen, zerfetzten Schuhen, die Beine zum Schutze gegen Schnee und Kälte mit Lumpen umhüllt, die Gäule abgemagert und nur aus Haut und Knochen bestehend und die vielerorts mit Leinen überspannten Kriegsfuhrwerke, in denen die kranken und erschöpften Soldaten bei der damals herrschenden Kälte untergebracht waren, ließen uns ahnen, welches Elend ein Krieg unter der davon betroffenen Bevölkerung auszulösen imstande ist.

Bis zur Eröffnung der *Nationalbahn* im Jahre 1877 durchfuhr der mit vier Pferden bespannte Postwagen täglich viermal unser Dorf, von den anheimelnden Klängen des Posthorns begleitet. Der Bau der Nationalbahn brachte viele Italiener in unser Dorf. Nach Feierabend fanden sie sich zusammen, machten einen Spaziergang durch das Dorf und ließen dabei ihre melancholischen Lieder ertönen. Die äußerst bescheidene Lebensweise, Unterbietung bei Akkordarbeiten und die Furcht vor dem traditionellen Messerzücken machten sie bei unsern einheimischen Arbeitern nicht beliebt. Sie wagten sich denn auch nur gemeinschaftlich in die Wirtschaften. Da die Bauleitung, wo sie konnte, auf den Lohn drückte, hatte sie an den Zahltagen oft einen harten Stand und schwebte mehr als einmal in direkter Lebensgefahr.

Als bei der ersten Probefahrt die bekränzte Lokomotive in die Station Hunzenschwil einfuhr, wurde sie mit nicht endenwollendem Jubel und mit Böllerschüssen begrüßt. Darauf wurde für die Eingeladenen und Gäste eine Extrafahrt nach Winterthur mit Bankett ausgeführt, an welcher Feierlichkeit auch mein Vater teilnahm.

Allein die Hoffnungen, welche die beteiligten Gemeinden auf das neue Verkehrsmittel gesetzt hatten, zerstoben bald. Der bereits bestehenden Konkurrenzlinie Aarau-Brugg-Zürich vermochte die Nationalbahn nicht stand zu halten. Sie mußte in Liquidation treten, und einzelne an dem Unternehmen beteiligte Gemeinden haben den Verlust ihrer damals so freigebig bewilligten Subsidien bis heute noch nicht ganz überwunden.

VII

Da unser Oberlehrer mit meinen Leistungen in der Schule zufrieden war und mir als einzigem meiner Klasse mündlich und schriftlich mit der nachfolgend höheren Klasse zu arbeiten erlaubte, durfte ich mich im Frühjahr 1875 zur Aufnahmeprüfung in die *Bezirksschule Lenzburg* anmelden. Bezirksschüler sein und eine Kadettenmütze tragen zu dürfen, galt damals bei uns noch für eine ganz besondere und nur ganz wenigen Glücklichen beschiedene Auszeichnung. Vier Jahre lang machte ich, da noch keine Bahnverbindung bestand und auch noch keine Fahrräder im Gebrauche waren, den Weg von Hunzenschwil nach Lenzburg und zurück zu Fuß; dagegen hatte ich meinen Mittagstisch bei einer uns befreundeten Familie in Lenzburg. Die beiden ersten Jahre waren wir auf unserem Schulwege unserer zwei, dann trat mein Kamerad in eine Lehre, und ich blieb die folgenden zwei Jahre Alleingänger.

Hin und wieder geschah es, daß uns ein Bekannter oder sonst irgend ein Philantrop auf sein Fuhrwerk aufsteigen ließ oder daß wir uns irgend einem Fuhrwerk hinten anhingen. Einmal aber wurde diese Gepflogenheit meinem Kameraden zum Verhängnis. Es war gegen Abend, als wir uns auf dem Heimweg befanden. Die Sonne sandte immer noch ihre glühenden Strahlen auf die mit Staub bedeckte Landstraße. Da fuhr eine Chaise an uns vorbei, an der hinten ein eiserner mit spitzen Zinken versehener Bogen angebracht war, um das Aufsteigen von blinden Passagieren zu verhindern. Mein Kamerad sprang dem Fuhrwerk nach und hielt sich mit den Händen an dem gestachelten Bogen fest. Das mußte der Lenker des Fuhrwerkes bemerkt haben. Er langte mit seiner Peitsche nach hinten und hieb damit auf meinen Kameraden ein, der in seiner Verwirrung die rechte Hand, gerade etwas unterhalb der Handwurzel, in einen der Zinken einhackte und so eine Strecke weit mitgeschleppt wurde, bis es ihm gelang, sich zu befreien. Eine große Wunde klaffte, aus der er stark blutete, und die ich ihm, so gut es ging, mit dem Nastuch verband. Etwa drei Wochen vergingen, bis die Wunde zugeheilt war und er wieder die Schule besuchen konnte.

In der Schule selbst wurde neben den obligatorischen Fächern auch fakultativ in englischer, italienischer, lateinischer und griechischer Sprache sowie in Instrumentalmusik Unterricht erteilt. Damals wußte ich noch nicht, daß für den Übertritt ins Gymnasium von der zweiten Klasse hinweg der Besuch des Lateinunterrichts Voraussetzung war; sonst hätte ich mich dem Studium dieser Sprache ebenfalls gewidmet. Später, in der dritten und vierten Klasse, besuchte ich dann den Italienischunterricht als fakultatives Fach. Über unserer Schule waltete damals jedoch kein besonders glücklicher Stern; denn während meiner Schulzeit hatten wir speziell unter den vier Hauptlehrern mehrfachen Lehrerwechsel.

In schönster Erinnerung bleibt mir die vierte Klasse der Bezirksschule, wo wir für unser späteres Leben die meiste geistige Anregung empfingen. Einer meiner Klassenkameraden, *Frank Wedekind,* ließ schon den Dichter und Schriftsteller vorausahnen. Unter andern verfaßte er insgeheim auch ein satirisches Gedicht über unsere Lehrerschaft, das derart einschlug, daß er vom Rektor durchgeprügelt, mit Fußtritten zum Schulzimmer hinausbugsiert und, da es kurz vor dem Jugendfest war, von der Lehrerschaft seine Degradierung als Kadettenleutnant durchgesetzt wurde.

Schulausflüge fanden nur spärlich statt. Ein einziger solcher führte uns auf die Frohburg. Dagegen fand außer dem Jugendfest alljährlich im Herbst mit benachbarten Corps ein Kadettentag statt. An einem derselben wurde uns von dem damals in Lenzburg bei seinem Schwiegersohn weilenden alt Seminardirektor Augustin Keller eine wundervolle vaterländische Rede gehalten.

In Lenzburg besuchte ich auch den Konfirmandenunterricht und wurde daselbst von Herrn Pfarrer Juchler konfirmiert mit dem Denkspruch: Gottesfurcht ist der Weisheit Anfang. Der Abschied von der Schule wurde mir schwer. Gern hätte ich noch weiter studiert; allein mir mangelten, wie bereits erwähnt, zur Aufnahmeprüfung in die Gymnasialabteilung der Kantonsschule die Anfangsgründe der lateinischen Sprache. Noch oft im späteren Leben träumte mir: „Ja, morgen mußt du zur Schule gehen, aber deine Schulsachen sind nicht mehr vorhanden."